

Online-Offline. Methodologische Erträge einer Internetnutzungsstudie zur Klärung einer Zentralkategorie des Online-Research

Thomas Berker¹

Wer je mit Online-Forschung befaßt war, weiß um die Schwierigkeit einer vernünftigen Operationalisierung der Online-Nutzung. Bernd Wingert fragt in seinem Gutachten für die Enquete-Kommission treffend: „Soll man einen Schüler, der bei einem Freund beim Schreiben einer E-Mail mal über die Schulter geschaut hat, schon als eine/n ‚Online-Nutzende/n‘ ansprechen? Muß er es mit einer gewissen Regelmäßigkeit tun [...]?“ (Wingert 1998, 213). Ist es, so fragt er weiter, der PC-Zugang mit Internetfunktionalität, der den Online-Nutzer auszeichnet, oder, so läßt sich kontrastieren, der mehr oder minder regelmäßige Besuch eines Internetcafes? Kurzum, wann fängt der PC-Nutzer auf der einen Seite, ein Mediennutzer auf der anderen an ein Onlinenutzer zu werden?

Eine Antwort auf diese Frage wird jenseits dezisionistischer Setzungen nicht ohne Theorie auskommen können. Ich schlage in meinem Beitrag, der informiert ist durch Ergebnisse einer abgeschlossenen empirischen Untersuchung zur Internetnutzung an einer deutschen Hochschule², eine Herangehensweise an dieses Problem vor, bei der Mediennutzung insgesamt in den Blick genommen wird.

1. Das Internet – Viele kleine Medien?

Internetnutzung, so die Ausgangsthese, zerfällt in eine Reihe von Mediennutzungsformen auf der Ebene der *institutionellen* Medien im Sinne von Ulrich Schmid und Herbert Kubicek (vgl. Schmid/Kubicek 1994). Es gibt eine starke Tendenz dessen, was „Netzforschung“ genannt werden könnte, *das* Gemeinsame der unterschiedlichen Formen der Internetkommunikation zu benennen. Dies läßt sich anhand verschiedener Autoren illustrieren, ich greife einen Text Josef Wehners heraus. Das WWW als ein gesonderter Dienst wird häufig lediglich als Nutzungserleichterungstechnik für die anderen Dienste gefaßt (z.B. Wetzstein et. al. 1995, 28; Rost 1996, 26f.). Wehner (1996) hingegen geht aus von der seiner Meinung

¹ Institut für Sozialforschung, Senckenberganlage 26, 60325 Frankfurt/Main, 069-756183-21
berker@informatik.uni-frankfurt.de

² Die Instrumente bestanden aus einer standardisierten Befragung mittels eines E-Mail-Fragebogens zur Internet- und Mediennutzung, aus einer Protokolldateianalyse und einer qualitativen Auswertung von privaten Homepages.

nach bisher vernachlässigten neuen Qualität der Kommunikation via Internet: „Daß sich im Internet kommunikative Optionen abzuzeichnen beginnen, die die Bedingungen mündlicher Kommunikation überschreiten, wird derzeit kaum gesehen.“ (ebd., 131) Als neue Optionen faßt er nicht die häufiger mit „virtueller Vergemeinschaftung“ in Verbindung gebrachten Dienste Chat, Usenet und E-Mail, sondern das WWW. Für ihn „[...] erscheint es vielversprechender, das Gefühl, Mitglied einer (elektronischen) Gemeinschaft zu sein, als Teilhabe der Schreibenden/Lesenden an einer komplexen Symbolwelt zu deuten. [...] Es ist v.a. das WWW, das dieser Interpretation des Internet Plausibilität verleiht.“ (ebd., 145) Ohne hier weiter auf seine „Ansätze einer Theorie elektronischer Schriftlichkeit“ (ebd., 134) eingehen zu wollen, ist Wehners Verdienst zu würdigen, dem WWW im Kontext des Internet eine eigenständige Rolle zuzuweisen. Dabei ist der Stellenwert, den er dem WWW zuweist, sicherlich der Bedeutung dieses Dienstes in der alltäglichen Internetnutzung nicht unangemessen. Allein, die Verbindungen, die er zu den anderen Diensten zieht, können nicht überzeugen. Er faßt unter dem Label „elektronische Schriftlichkeit“ und dem von Nelson übernommenen Begriff des „Docuverse“ (ebd., 145) äußerst heterogene Kommunikationsformen zusammen, wie das ungezielte „Switching“ durch die Weiten der WWW-„Kanäle“, das gezielte Abrufen einer Information, den Online-Chat, den Austausch von E-Mail, usw. Das abschließend von ihm festgestellte Problem, im Internet eine zwischen allen Stühlen stehende Form von Kommunikation aufzufinden, hat er sich so über seine zweistufige Generalisierung zunächst

- vom Internet als einem Ganzen zu sprechen und dann
- die dort vorzufindende Kommunikation von jedem medialen Kontext abzuschneiden

selbst geschaffen.

Müßten wir also in einem ersten Schritt nicht vielmehr von WWW-Nutzung (bzw. WWW-Nutzenden), E-Mail-Nutzung (-Nutzenden), usw. sprechen? In meiner Untersuchung findet sich hierfür empirische Evidenz. Es erwies sich, daß entlang einer Achse von „Wenignutzenden“ (Internetnutzung weniger als zwei Stunden/Woche) hin zu „Vielnutzenden“ (mehr als zehn Stunden/Woche Internetnutzung) umfangreiche Unterschiede der Nutzungsweisen finden. Neben anderen Differenzen, auf die ich zurückkommen werde, sind die so diskriminierten Nutzenden tatsächlich durch die Bevorzugung bestimmter Dienste geschieden. „Wenignutzende“ können als E-Mailer bezeichnet werden, die Vielnutzenden hingegen nutzen die gesamte Palette der im Internet angebotenen Kommunikationsweisen.

2. Mediennutzung im Alltag

Quer zu einer Trennung unterschiedlicher Mediennutzungsformen im Rahmen der Internetnutzung finden sich Mediennutzungsmuster, mit denen das Ganze der Internetnutzung wieder faßbar wird. Gehen wir davon aus, daß von Mediennutzung im engeren Sinne nur dann gesprochen werden kann, wenn ein Medium nicht substituierbare Funktionen im Alltag der Nutzenden ausfüllt, dann tritt der gesamte Zusammenhang von Arbeit und Leben in den Mittelpunkt des Interesses des Online-Forschers.

Ich stütze mich in einem ersten Schritt der genaueren Konzeptualisierung des Komplexes Arbeit und Leben auf Günter Voß' Konzept der Alltäglichen Lebensführung. Dabei wird zunächst ausgegangen von einer „Arbeitsteilung auf Ebene der einzelnen Person“ (Voß 1995, 26). Die Bereiche der Arbeit, Familie, Freizeitgruppen, usw. seien unterschiedliche Felder, die allerdings von den sie ausführenden Personen in unterschiedlichen Arrangements zusammengehalten würden. Damit ist eine Abwendung vollzogen von der Dichotomie Arbeit und Freizeit (vgl. ebd., 29). Im Zentrum des Interesses steht der Zusammenhang des Lebens unter einer synchronen Perspektive, hervorgehoben werden Elemente des Alltags, also Strukturen, die relativ stabil bleiben, „Routinen, Regelmäßigkeiten, Tätigkeitsstrukturen usw.“ (ebd., 31) Zusammengehalten würden die unterschiedlichen Tätigkeiten durch eine „aktive Kontruktion und Leistung der Person“ (ebd., 34), so werde die dynamische Komponente eines Systems der alltäglichen Lebensführung erschlossen, gleichzeitig bestünden jedoch auch Eigenlogiken, die das Arrangement mitkonstituieren (vgl. ebd., 35), zudem sei es hochgradig geprägt durch soziale Determinanten (vgl. ebd., 37f.).

Im Zusammenhang einer Mediennutzungsforschung ist so im Sinne Kubiceks festzuhalten, daß Medien nur dann Aussicht auf Verbreitung in einer Gesellschaft haben, wenn sie sich in das System der alltäglichen Lebensführung von vielen Menschen einpassen. D.h. weitergehend, daß die jeweilige Form der Mediennutzung zum einen durch die Funktion („Brauchbarkeit“) des Mediums im Alltag geprägt ist, zum anderen werden Medien, die als soziales Verhältnis ein gewisse Durchsetzung erfahren haben, die jeweilige alltägliche Lebensführung prägen. In diesem Zusammenhang ist die durch Günter Voß eingeführte Aufzählung der Dimensionen sozialer Umstände erhellend. Er unterscheidet

- objektive Verhältnisse, wie sie v.a. als die „Gegebenheiten in den beiden zentralen Lebensbereichen ‚Beruf‘ und ‚Familie‘“ (ebd., 37) bestehen,
- soziokulturelle Einflüsse, die als Normen, Ideologien und kohärente vorgegebene Deutungsmuster in den Blick kommen und
- Lebensformen, also basale Formen des sozialen Zusammenlebens, wie Familie, Haushalte, usw.

Mediennutzung kann zum objektiven Verhältnis werden, wenn sie für eine Person zur Bedingung für die Ausführung anderer Tätigkeiten (Erwerbsarbeit) wird, sie kann Teil

einer ideologischen Anrufung sein, etwa, wenn Internetnutzung nötig ist, um „dabei“ zu sein, schließlich sind Aspekte der Lebensformen von Interesse, wenn sich herausstellt, daß die jeweilige Mediennutzung beispielsweise nur im Familienkontext stattfindet (z.B. Familienfernsehen).

Andersherum ist eine Etablierung eines Mediums so nur denkbar, wenn es der nutzenden Person möglich ist, ohne allzu große Friktionen die drei von Voß aufgeschlüsselten Bereiche in Einklang zu bringen. D.h. Medien müssen sich in ein Arrangement von objektiven Bedingungen, ideologisch-normativen Sinndeutungen und unmittelbaren Lebensformen dauerhaft einbetten lassen. Wenn beispielsweise eine Person wegen ihres Internetkonsums Arbeit und Familie vernachlässigt, so wird ein instabiles Arrangement die Folge sein. In einem solchen Fall explodieren im äußersten Fall Lebensformen (Scheidung) und die objektiven Verhältnisse sorgen für eine soziale Deklassierung (Arbeitslosigkeit). Dies ist der Kern der Rede von Suchtgefahren, die von Mediennutzung ausgehen, Kimberly S. Youngs Buch ist voll mit derartigen Beispielen aus der Welt der Internetnutzung (vgl. Young 1999). Eine Pathologisierung von instabilen Arrangements ist aber auch im umgekehrten Fall denkbar, etwa wenn eine Person die Anmutung der Internetbenutzung, die ihr z.B. durch ihren Arbeitgeber vorgegeben wird, zurückweist.

3. Mediennutzung im fordistischen und nachfordistischen Alltag

Eine derartige Einfügung in die alltägliche Lebensführung ist trotz der Komponente der kreativen Integrationsleistung der Individuen v.a. in ihren Begrenzungen zeitgebunden.

Im Einklang mit nahezu jeder soziologischen Theorie, die die letzten 50 Jahre in den Blick nimmt, lassen sich idealtypisierend zwei klar gegenüberstellbare Phasen konturieren. Ich benütze im folgenden die Terminologie der sog. Pariser Schule der Regulation. Demnach ist eine fordistische Ära von nachfordistischen Formen der Vergesellschaftung zu trennen. Wenn ich also von einer typisch fordistischen bzw. nachfordistischen Form der alltäglichen Lebensführung spreche, kann ich auch spezifische Modi der Einfügung von Mediennutzung in diesen Alltag beschreiben. In aller hier gebotenen Kürze ist demnach fordistische Mediennutzung

- in der Freizeit verortet,
- habitualisiert und
- funktional regenerativ auf die taylorisierte Arbeitssphäre gerichtet.

Ihr entsprechen spezifische Inhalte der Nutzung (Stichwort: Unterhaltung) und besondere Formen (Stichwort: restriktive Selektivität). Das Urbild hierfür ist das, was Knut Hackett „Regenerationsfernsehen“ genannt hat: „Bei diesem kam es nun gar nicht mehr auf die Inhalte an: Nach anstrengenden Arbeitstagen setzten sich viele Zuschauer vor den Apparat, um zu dösen, oder um sogar richtig zu

schlafen. [...] Regelmäßiges Fernsehen gewann eine eigenständige Funktion innerhalb des individuellen Interaktionshaushaltes.“ (Hickethier 1998, 133).

Dem entgegensetzen ist nachfordistische Mediennutzung. Bei ihr ist Freizeit- und Arbeitsmediennutzung eng verzahnt, was weitreichende Folgen zeitigt. Weniger die Inhalte³ als die Modi der Nutzung sind neuartig. Im Gegensatz zur restriktiven Selektivität der fordistischen Mediennutzung, bei der eine Vermehrung der Kanäle durch Ausschluß der Vielfalt beantwortet wird, ist nachfordistische Mediennutzung durch flexibel aggregierende Selektivität gekennzeichnet. Darunter fasse ich aus der Fernsehnutzungsforschung bekannten Phänomene der „Programm im Programm Selektion“ (PimPS, vgl. Niemeyer/Czycholl 1994), wie z.B. das Switching, Hopping, usw.

Nicht also habitualisiert nach Entspannung suchend, vielmehr schwankend zwischen dem traumhaften Rausch des switchenden TV-Konsumenten, den Hartmut Winkler beschrieben hat (Winkler 1991, 148f.), und nach Nutzenkalkülen Bouquets von Medieninhalten aus den unterschiedlichsten hochgradig integrierten (Wechsel auf Knopfdruck) Medien zusammenstellend, so haben wir uns eine nachfordistische Mediennutzerin vorzustellen.

In der zeitgenössischen Internetnutzung ist beides zu finden, fordistische und nachfordistische Mediennutzung. Weitergehend ist sogar davon auszugehen, daß die letzten fünf Jahre der Geschichte dieses „jungen“ Mediums genau diese beiden Formen der Nutzung das Internet in besonderer Weise prägen - mit einer klaren Tendenz zu nachfordistischen Formen. Techniken bzw. Hypes der letzten Jahre, wie z.B. Push, WebTV, Portal Sites, usw. wären demnach als Versuch zu interpretieren, das nachfordistische Medium auch für selektionsmüde bzw. an restriktiver Selektivität orientierte Nutzende zu öffnen. Vorselektionsinstanzen, wie die Suchmaschinen es zweifellos in einer für aggregierende Selektivität besonders geeigneten Weise sind, erweisen sich jedoch als auf längere Sicht erfolgreich.

Ich habe in den Logfiles auf klassisch fordistische Nutzungsmuster hinweisende Formen der WWW-Nutzung aufgefunden, gezielte Zugriffe auf Medieninhalte, die sich in nichts von ihren „altmedialen“ Vorbildern unterscheiden, wie es die Inhalte übrigens insgesamt kaum tun⁴. Aber v.a. zu den späten Nachtstunden häufen sich in großem Stil ausgedehnte Surfsessions, die sich über mehrere Stunden erstrecken können. PimPS ist dabei die Regel, als eine dem Hopping verwandte Aktivität interpretiere ich das gleichzeitige Surfen mit mehreren Browserfenstern, das Surfen selbst erinnert stark an Switching, schließlich läßt sich eine Form des Flipping ausmachen, das zunächst ungezielte Switchen, das von gezielten Zugriffen beerbt

³ Freilich finden sich hier auch Neuereungen, sie sind gekennzeichnet durch der tendenziellen Aufhebung der Schranke zwischen Freizeit und Arbeit entsprechend verschwimmende Konturen (Edutainment, Infotainment, ...).

⁴ Dies gilt nur dann, wenn wir die Tatsache im Auge behalten, daß das WWW ein klassisches Männermedium nach der Definition von Elisabeth Klaus und Jutta Röser (vgl. Klaus/Röser 1996) ist.

wird. Für eine Mediengrenzen transzendierende nachfordistische Mediennutzungshaltung aber spricht ein klares Ergebnis der Fragebogenauswertung. Hier lassen sich zwei Gruppen unterscheiden, die bereits angesprochenen Viel- und Wenignutzer, die, wie sich herausstellt, tatsächlich auch Viel- und Wenignutzende in einem übergreifenden Sinne sind. Internetvielnutzende zeigen sich als insgesamt wesentlich aktiver in technisch vermittelter Kommunikation. Schließlich geben diese beiden Gruppen als Problem ihrer Internetnutzung zwei unterschiedliche Anaben. Vielnutzende beklagen sich v.a. über die mangelnde Geschwindigkeit, Wenignutzende über die fehlende Übersichtlichkeit.

4. Methodologische Konsequenzen

Damit, ich komme endlich zur Ausgangsfrage zurück, ist die Frage nach den Grenzen der Onlinenutzung auf ein anderes Niveau gehoben. Es erweist sich, daß eine dezisionistische Setzung, die entlang einer Mindestanzahl von Stunden oder ähnlichem vorgeht, zu kurz greift. Diejenigen, die mehr online sind, nutzen nach meinen Ergebnissen nicht nur mehr, sondern auch anders. Daher muß eine Mediennutzungsforschung, die mit Onlinern befaßt ist, eine Entscheidung treffen. Entweder sie nimmt klassisch fordistisch Mediennutzende in den Blick, dann ist ein Anknüpfen an bewährten Modellen und Instrumenten beispielsweise der Fernsehnutzungsforschung geboten. Dabei machen durchaus 1-Medien-Studien weiterhin Sinn, im Rahmen des hier entfalteteten wäre so im Fall des Internet tatsächlich eine Konzentration auf einzelne Dienste zu verfolgen. Für eine Online-Forschung, die die von mir in ihren Eigenheiten skizzierte Gruppe der nachfordistisch Mediennutzende zum Thema hat, ergeben sich weitreichende Konsequenzen. Hier verbieten sich 1-Medien-Studien, da die Nutzung *eines* Mediums in der aggregierenden Nutzung zur Nutzung eines je, wie Jo Groebel es nennt, ‚maßgeschneiderten Kommunikationssystems‘ (vgl. Groebel 1997, 332) gerät. Die andere Konsequenz betrifft das Ende einer Ausdifferenzierung der Mediennutzungsforschung. Sie zerfiel bislang in Studien, deren Anliegen in der Untersuchung des Einsatzes von Medien in der Arbeitswelt bestand, und in solche, deren Interesse sich auf Freizeitmedienkonsum konzentrierte. Für beide Bereiche konnten Gegebenheiten angenommen werden, gewisse Rationalisierungsimperative beispielsweise in der Arbeitsweltnutzung, kompensatorisch regenerative Aspekte in der Freizeitnutzung. Hier entsteht ein neues Amalgam, von dem wir ausgesprochen wenig wissen. Insofern ist die Erforschung der Online-Nutzer tatsächlich eine der spannendsten Herausforderungen, als ein völlig neues Arrangement zwischen Arbeit und Leben ihr Thema ist.

5. Literatur

- Gräf, L./Krajewski, M. (1997) (Hg.): Soziologie des Internet. Handeln im elektronischen Web-Werk. Ffm/New York.
- Groebel, J. (1997): Medienpsychologie und Medienzukunft: Stabilität und Veränderung des Kommunikationsverhaltens. In: Fünfgeld, H./Mast, C. (Hg.): Massenkommunikation. Ergebnisse und Perspektiven. Opladen. S.319-331.
- Hickethier, K. (1998): Rezeptionsgeschichte des Fernsehens - ein Überblick. In: Klingler, W. (Hg.): Medienrezeption seit 1945: Forschungsbilanz und Forschungsperspektiven. Baden-Baden. 125-137.
- Niemeyer, H.-G./Czycholl, J. (1994): Zapper, Sticker und andere Medientypen: eine marktpsychologische Studie zum selektiven TV-Verhalten. Stuttgart.

- Rost, M.: Anmerkungen zu einer Soziologie des Internet. In: Gräf/Krajewski (1997). S.14-38.
- Schmid, U./Kubicek, H. (1994): Von den „alten Medien“ lernen. Organisatorischer und institutioneller Gestaltungsbedarf interaktiver Medien. In: Media Perspektiven 8/94. S.401-408.
- Voß, G. (1995): Entwicklung und Eckpunkte des theoretischen Konzepts. In: Projektgruppe „alltägliche Lebensführung“: Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung. Opladen. S.23-43.
- Wehner, J. (1996): Medien als Kommunikationspartner. Zur Entstehung elektronischer Schriftlichkeit im Internet. In: Gräf/Krajewski (1996), S.125-149.
- Wetzstein, T./Dahm, H./Steinmetz, L./Lentes, A./Schampaul, S./Eckert, R. (1995): Datenreisende. Die Kultur der Computernetze. Opladen.
- Wingert, B. (1998): Zum Stand der privaten Nutzung von Online-Diensten. Gutachten im Auftrag der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages „Zukunft der Medien in Wirtschaft und Gesellschaft. Deutschlands Weg in die Informationsgesellschaft“, Arbeitsgruppe „Gesellschaft 21“. September 1997/Februar 1998. o.O.
- Winkler, H. (1991): Switching, Zapping: ein Text zum Thema und ein parallellaufendes Unterhaltungsprogramm. Darmstadt.
- Young, K. (1999): Caught in the Net - Suchtgefahr Internet. München.